

Autobiographien als Medien lebensgeschichtlicher Erinnerungen

Zentrale Lebensthemen und autobiographische Schreibformen in
Frauenautobiographien um 1900

Charlotte Heinritz

„Dichtung“ und „Wahrheit“ oder Überlegungen zum Verhältnis von Text und Leben in Autobiographien

„Dichtung und Wahrheit?“, diese Frage, die seit Jahrzehnten die Debatte über das Verständnis und den Quellenwert von Autobiographien nicht nur in der Geschichtswissenschaft, sondern in allen mit Autobiographien befassten Disziplinen, bestimmt, stand auch am Anfang meiner Forschungsarbeit über Frauenautobiographien um 1900 (Heinritz 2000). Bei der wissenschaftlichen Interpretation von Autobiographien werden diese von vielen Autoren als Abbild oder als Spiegel gelesen: des gelebten Lebens, der kollektiven Erfahrung usw. In der Erörterung des Stellenwertes von Autobiographien als Quellentexte wird sowohl von Befürwortern wie von Kritikern die Frage nach dem Wahrheitsgehalt der autobiographischen Darstellung gestellt. Diese Frage führt aber in die Irre, denn sie impliziert eine Gegenüberstellung von Lebenslauf und Darstellung des Lebenslaufs – eine Gegenüberstellung, die so nicht stimmig sein kann, denn: Der Lebenslauf kann nur durch die Erzählung dargestellt und erfasst werden, die Biographie kann nur durch die Erzählung (mündlich, schriftlich oder nur gedacht, aber in jedem Fall als „Text“) konstruiert werden. Die Erzählung ist so keine Spiegelung des „realen“ Lebens(laufs), kein Abbild der „an sich“ existierenden Biographie, vielmehr hängen beide unlösbar zusammen: Erst durch Erzählungen werden Biographien überhaupt konstituiert.

Autobiographien stellen eine nachträgliche Beschreibung vergangener Erlebnisse und Erfahrungen dar, von einem bestimmten gegenwärtigen Stand aus und oft im Hinblick auf eine zu gestaltende Zukunft. Die Nachträglichkeit bedingt Interpretationen und Einordnungen auf den weiteren Verlauf des eigenen Lebens hin, denn die zurückliegenden Ereignisse gewinnen erst durch das Moment der Nachträglichkeit im Kontext des Entwurfs der Lebensgeschichte einen Sinn. Umgekehrt wird der Sinn der Lebensgeschichte durch die Auswahl, Komposition und Schilderung der zurückliegenden Ereignisse und Erlebnisse konstituiert. Der enge Zusammenhang von Nachträglichkeit und Sinnstiftung macht das besondere Charakteristikum von Autobiographien aus und unterscheidet sie von anderen biographischen Texten wie der Tagebuchaufzeichnung oder dem Brief. Das Schreiben einer Autobiographie ist also weniger Schilderung oder gar Abbild der eigenen Geschichte als Lebens- und Sozialerfahrung. Vielmehr ist sie zu lesen als eine im Material der Lebenserinnerung durchge-

fürte Klärung des Selbstbildes – ja, sie macht diese überhaupt erst möglich. Anders gesagt: Lebensgeschichtliches Erzählen führt zur Herstellung und Sicherung des eigenen Identitätsentwurfes. Die Frage nach der „Wahrheit“ in autobiographischen Texten muss von daher als „fundamentales Missverständnis“ bezeichnet werden (Leitner 1987, 444). Sie impliziert eine Gegenüberstellung von Ereignis einerseits und Darstellung andererseits, was für die Frage nach der Wahrheit autobiographischer Darstellung heißt, eine Gegenüberstellung von Leben und Text. Die Totalität des Ereignisstroms „Lebenslauf“, wie sie allen Beschreibungen zugrunde liegt, ist aber auf keine Weise erfassbar – nicht nur, weil uns die Zeit dazu fehlt (das sicher auch), sondern „weil die Totalität der Ereignisse auch gar nicht erlebbar ist.“ (Leitner 1988, 12).

Die Logik der Autobiographie kann nur von der Logik des Erzählens her erfasst werden. Die Bedeutung autobiographischen Erzählens liegt nicht in der Abbildung von Wirklichkeit, in der Rekonstruktion des vergangenen Lebens, sondern in der Konstitution von Sinn: Autobiographien sind Texte der Selbstidentifikation, Aufgabe und Ziel jeder Selbstidentifikation ist die Vergewisserung des Verhältnisses von Ich und Welt. Dieses Verhältnis, das man auch Identität nennen könnte, wird dann thematisiert, wenn es problematisch geworden ist. Der Sinnzusammenhang des Lebens, die Einheit der Person über den Verlauf des Lebens durch Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft, ist nicht naturwüchsig, an sich schon da und müsste je nur gefunden werden – sozusagen als innerer Kern der Persönlichkeit oder als immer schon dagewesene unveränderliche Identität. Vielmehr wird der Sinnzusammenhang der Biographie erst in der autobiographischen Erzählung und durch die Erzählung konstituiert.

Diese Überlegungen scheinen auf den ersten Blick zu der empirisch unproduktiven Konsequenz zu führen, dass Autobiographien überhaupt keine Informationen über die Realität des gelebten Lebens enthalten. Das kann aber so nicht sein, denn auch wenn das ganze Leben nicht erzählt werden kann und auch wenn Auswahl und Darstellungsform der autobiographischen Selbstthematization kulturellen Formen folgen, so bleibt immer noch der „Stoff“ der Autobiographie, der ja aus dem realen Leben wirklicher Personen entstammt, wie auch der Impuls zur autobiographischen Tätigkeit überhaupt, der ja auch seinen „Sitz“ im gelebten Leben hat. Die Schlussfolgerung muss also anders lauten: Der Text steht dem gelebten Leben nicht wie ein Spiegel gegenüber. Vielmehr hängen Text und Form zusammen mit dem Gegenstand, dem „Stoff“ der Autobiographie: der jeweiligen Lebensgeschichte des Autors/der Autorin. Umgekehrt prägen die bereits vorgefundenen Formen die Art und Weise, *wie* die Autoren ihre Lebensbeschreibung (und möglicherweise bereits ihr Leben) gestalten. Methodisch folgt daraus, dass die Inhalte der Autobiographien – der Erzählstoff – immer im Zusammenhang mit den Formtraditionen interpretiert werden müssen.

Der Zusammenhang von Text *und* Form muss – so die Erwartung – Auskunft geben können darüber, welche Lebensprobleme die Autobiographinnen und Autobiographen hatten und wie sie diese im Hinblick auf ihre Selbstidentifikation hin gestalteten.

Wie aber ist der wechselseitige Zusammenhang von Gegenstand und Form zu beschreiben? Anders formuliert: Welche methodische Vorgehensweise ermöglicht eine Analyse, die den Zusammenhang von „Stoff“ – also dem Leben – und der Erzählform – also der autobiographischen Schreibweise – gerecht wird?

Ich werde im Folgenden darstellen, wie ich dieses Problem in meiner Arbeit „Frauenautobiographien von 1890 bis 1914: Zentrale Lebensthemen und autobiogra-

phische Schreibformen“ (Heinritz 2000) methodologisch und methodisch zu lösen versucht habe und zu welchen Ergebnissen ich gekommen bin.

Auswahl der Untersuchungsgruppe

Grundlage meiner Untersuchung sind Frauenautobiographien in deutscher Sprache, die zwischen 1890 und 1914 geschrieben und veröffentlicht wurden. Diese Auswahl geht auf folgende Überlegungen zurück: Gegen Ende des 19. Jahrhunderts nahmen sowohl die Zahl von publizierten Frauenautobiographien wie auch das Spektrum der Autorinnen in auffälliger Weise zu. Damit versprach eine Analyse ebendieser Autoren-, „Gruppe“ (Frauen im deutschsprachigen Raum) zu ebendieser historischen Zeit Antworten auf die Frage, welche historischen, sozialen, literarischen und anderen Einflüsse dazu beitragen, dass autobiographische Selbstvergewisserung in schriftlicher und öffentlicher Form zugleich möglich und notwendig wird. – Die Eingrenzung der autobiographien nach ihrer *Schreib- und Veröffentlichungszeit* geht von der Überlegung aus, dass autobiographisches Schreiben nicht zuletzt wesentlich von den historischen, gesellschaftlichen, publikationsgeschichtlichen Bedingungen geprägt wird. Wer schreibt, welche Themen in autobiographien zugelassen, gefordert oder tabu sind, aus welcher Perspektive die Vergangenheit betrachtet wird – all dies hängt stark vom Zeitpunkt des Schreibens und Veröffentlichens ab. Dies gilt entscheidend auch für die Bedeutsamkeitsversprechen, die an gesellschaftliche Diskurse anschließen und von daher zeitgebunden sind. Eine Auswahl etwa nach Geburtskohorten oder Generationen könnte diese Bedingungen autobiographischen Schreibens nicht berücksichtigen.

Meine Literaturrecherche orientierte sich im ersten Schritt an einer Grobdefinition von autobiographien, die sich zunächst nur an dem Kriterium „Rückblick auf das eigene Leben oder Teile daraus“ orientierte, d.h. Briefe und Tagebücher ausschloss, autobiographische Romane, Memoiren und andere autobiographische Subgattungen (darunter sogar einige fingierte autobiographien) durchaus umfasste. Es kam schließlich eine Sammlung von ca. 350 autobiographischen Texten von Frauen zustande, die zwischen 1890 und 1914 geschrieben und/oder veröffentlicht wurden und die den Grundkorpus meiner Untersuchung ausmachen.

Um eine methodisch fundierte Vergleichbarkeit der autobiographischen Texte zu gewährleisten, erwies es sich aber als notwendig, Kriterien zu finden, mit denen *Autobiographien im eigentlichen Sinne* charakterisiert werden und gegenüber Texten benachbarter autobiographischer Gattungen wie Biographien (im Sinne von Lebensbeschreibungen dritter), Memoiren, autobiographischen oder Schlüsselromanen etc. unterschieden werden können. Gleichzeitig sollte aber das Spektrum autobiographischer Schreibformen in seiner ganzen Breite beibehalten und nicht durch eine normative Gattungsbestimmung eingeengt werden.

Eine solche Lösung bietet der Vorschlag Lejeunes, vom Kontrakt des Autors mit dem Leser auszugehen, d.h. davon, wie der Autor selbst seinen Text gelesen wissen will. Von dieser Überlegung ausgehend, definierte Lejeune (1973/1989) „Autobiographie“ folgendermaßen: „Definition: Rückblickender Bericht in Prosa, den eine wirkliche Person über ihr eigenes Dasein erstellt, wenn sie das Hauptgewicht auf ihr individuelles Leben, besonders auf die Geschichte ihrer Persönlichkeit legt.“ (Lejeune 1989, 215)

Lejeune unterscheidet zwischen Bedingungen, die unbedingt und ohne Einschränkungen, und solchen, die mehr oder weniger bzw. in erster Linie erfüllt sein müssen, damit ein Text als Autobiographie gelten kann. Zu den Bedingungen, die „größtenteils“ erfüllt sein müssen, gehört die *Form der Sprache*: „Der Text soll *in erster Linie* Bericht sein – aber man weiß ja, wieviel Raum die Rede in der autobiographischen Erzählung einnimmt“; weiter die *Perspektive*: Sie soll „*in erster Linie* rückblickend sein – das schließt Abschnitte des Selbstporträts, ein Tagebuch des Werkes ... nicht aus“; der *Gegenstand*: „der Gegenstand soll *in erster Linie* das individuelle Leben, das Werden der Persönlichkeit sein – aber die Chronik und die soziale oder politische Geschichte können gleichfalls einen gewissen Platz darin einnehmen.“ (Lejeune 1989, 215 f.)

Neben den „flexiblen“ Bedingungen für die Definition eines Textes als Autobiographie gibt es eine Bedingung, die unabdingbar ist, das ist die „nachweisbare Identität von *Autor, Erzähler* und *Figur*“: „Hier gibt es weder Übergänge noch Spielraum. Es gibt keinen möglichen Abstufungsgrad, und jeder Zweifel hat einen negativen Befund.“ (Lejeune 1989, 216 f.)

Eine Einteilung der Autobiographien in solche, die den autobiographischen Pakt nach dieser Definition erfüllen, und solche, die ihn nicht erfüllen (autobiographische Romane und fingierte Autobiographien), ließ sich – bis auf eine Ausnahme – eindeutig treffen! Weniger eindeutig war die Einordnung nach den „flexiblen“ Bedingungen – ja, es zeigte sich geradezu als Charakteristikum, dass „Lebens-Selbst-Beschreibungen“ von Frauen um 1900 ein sehr breites und heterogenes Spektrum verschiedener autobiographischer Formen und Gestaltungen aufweisen. Eine genaue Beschreibung der breitgefächerten Formenvielfalt *autobiographischer Texte im engeren Sinne* nach der obigen Definition stellte so den ersten empirischen Forschungsschritt (und als Ergebnis einen Überblick der Formtraditionen von Frauenautobiographien um 1900) dar. Damit war es im folgenden möglich, die Schreibform der einzelnen Autobiographie im Vergleich zu dem gesamten Formenspektrum einzuordnen.

Analyse der Autobiographien nach dem Verfahren der „Grounded Theory“

Im nächsten Schritt ging es um die Analyse der über 300 Autobiographien mit der Fragestellung des Zusammenhangs von „Leben“ und „autobiographischem Schreiben“. Diese Fragestellung lässt sich nur qualitativ untersuchen. Um das gesamte Spektrum zu erfassen sowie eine empirisch begründete Antwort zu finden (im Unterschied zu Verfahren, die vorab Hypothesen formulieren, die am empirischen Material überprüft werden), bot sich ein Vorgehen nach dem Verfahren der *grounded theory* an: Dieses in der empirischen Sozialforschung verbreitete Verfahren wurde von B. Glaser und A. Strauss entwickelt mit dem Ziel, empirisch begründete („grounded“) Theorien zu entdecken. Knapp zusammengefasst geht es so vor, dass – ausgehend von einem begründeten Ausgangsfall – so lange minimale und maximale Vergleichsfälle gesucht werden, bis das ganze Feld (in meinem Fall: Frauenautobiographien von 1890 bis 1914) konturiert ist.

Als Ausgangsfall wählte ich aus den über 300 Autobiographien eine aus, die einen eher unwahrscheinlichen „Fall“ autobiographischer Selbstthematisierung darstellte: die Autobiographie einer Ehefrau und Mutter, die – scheinbar – den traditionellen Pfaden weiblicher Lebensführung folgte (Elisabeth Jonas). Sie repräsentiert den

Hauptfall des Kapitels „Lebensthema Familie“, das konturiert wird durch weitere Autobiographien zu diesem Lebensthema, die minimale Vergleichsfälle zu dem Ausgangsfall von Elisabeth Jonas darstellen (Emilie Boes, Hedwig Sturm). Von dem Ausgangsfall ausgehend, wurde nun eine Autobiographie gesucht, die einen maximalen Kontrast darstellen sollte: eine Autobiographie also, in der das Thema „Familie“ möglichst wenig vorkommen sollte – weder im Leben noch im Schreiben der Autobiographin. Einen solchen maximalen Kontrast stellt die Autobiographie von Hedwig Gräfin Rittberg dar, die ihr Leben unter dem Lebensthema „Beruf“ darstellt und in der ursprünglichen Fassung noch nicht einmal über ihre Herkunftsfamilie schreiben wollte. Durch mehrere minimale Vergleichsfälle wurde nun dieser Typus „Lebensthema Beruf“ konturiert, um dann wiederum eine Autobiographie zu suchen, die sowohl zu Rittberg (Beruf) wie zu Jonas (Familie) maximal kontrastierte. Dies waren zum einen die Autobiographie von Emmy Freundlich (Lebensthema Politik/sozialistische Arbeiterinnenbewegung), zum anderen – und wiederum zu Freundlich kontrastierend – die Autobiographie von delle Grazie (Lebensthema Dichtkunst). Das Lebensthema Musik wird repräsentiert durch eine weitere kontrastierende Gruppe, so dass im Resultat das Feld der Frauenautobiographien durch fünf Lebensthemen konturiert werden kann: Familie – Beruf – Politik – Dichtkunst – Musik.

Das Konzept des *Lebensthemas* ist selbst Resultat der Autobiographieanalyse: Es bezeichnet eine im doppelten Sinne biographische Dimension, die sich nur aus der Interpretation der Texte selbst ergibt: Zum zentralen Lebensthema wird eine Lebensweise wie auch die zentrale biographische Selbstthematizierung durch *Entscheidung*: (a) *lebensgeschichtlich* durch die Entscheidung, ein bestimmtes Aufgabenfeld und/oder einen Lebensschwerpunkt vorrangig vor anderen zu wählen; (b) *autobiographisch* durch die Gestaltung der autobiographischen Erzählung, in der das Lebensthema zum dominanten Thema der Erzählung wird.

Das bedeutet: Zum zentralen Lebensthema wird die Führung eines bestimmten Lebens nicht einfach dadurch, dass es so und nicht anders gelebt wird, sondern erst durch die *Entscheidung* für diese Art des Lebens. Dies gilt auch dann, wenn biographisch gar keine Alternativen vorliegen oder vorzuliegen scheinen. Das zentrale Lebensthema ergibt sich damit aus der Lebensentscheidung für ein bestimmtes Daseinsfeld und als sinnstiftender Akt in der retrospektiven Lebensbeschreibung der Autobiographie.

Interpretation der einzelnen Autobiographien

Die Hauptrepräsentanten der jeweiligen Lebensthemen sowie die dazugehörigen minimalen Vergleichsfälle wurden ausführlich sequenzanalytisch interpretiert. Da es keine ausgearbeiteten Verfahren zur hermeneutischen Textinterpretation schriftlicher Autobiographien gibt, habe ich – quasi experimentell – zurückgegriffen auf die Interpretationsverfahren narrativer Interviews, die vor allem innerhalb der Biographieforschung entwickelt wurden (Fritz Schütze). Die Grundlagen dieses Verfahrens mussten natürlich an einigen Punkten modifiziert werden für die Übertragung auf schriftliche Texte: So geht die Analyse narrativer biographischer Interviews davon aus, dass besonders lebhaft geschilderte narrative Passagen auf eine besonders dichte emotionale Nähe zum Erleben des Interviewten hinweist. Dies ist für Autobiographien, insbesondere solche, die sehr „romanhaft“ gestaltet sind, so ohne weiteres nicht zu übertragen

– gerade in solch lebhaft geschilderten Autobiographien sind es oft eher die nüchternen „Bilanzen“, die zur Deutung beitragen.

Die Regel der Sequenzanalyse, d.h. die Interpretation des Textes von vorne nach hinten ohne Vorgriffe auf weiter unten erscheinende Passagen – habe ich übernommen, obwohl mir sehr wohl bewusst ist, dass die gedruckte Fassung nicht unbedingt in der vorliegenden Sequenz verfasst wurde (im Unterschied zum Interview bzw. dessen Transkription). Natürlich ließen sich aber nicht vollständige Interpretationen, Absatz für Absatz, von mehreren hundert Seiten langen Autobiographien vornehmen (wohl aber von Kurzautobiographien wie von Emmy Freundlich, delle Grazie u.a.). Bei den langen Autobiographien mussten – wiewohl sequenzanalytisch – häufig lange Abschnitte zusammengefasst werden. In diesen Fällen habe ich die Feininterpretation konzentriert auf (a) die Anfangspassagen und (b) die Schlüsselpassagen.

Die *Anfänge* – sowohl die Anfänge des Textes wie auch die Schilderung des Anfangs der eigenen Lebensgeschichte – sind aus mehreren Gründen bedeutsam: Am Anfang des Textes werden die zentralen Themen entwickelt, werden Absichten und Motive der Autobiographin deutlich, lassen sich zumindest häufig Hinweise für eine Interpretation ihrer Absichten finden. Der autobiographische Pakt wird formuliert (häufig auch in den so genannten Epitexten wie Motto etc.) und das Bedeutsamkeitsversprechen gegenüber dem Leser wird formuliert (die Begründung, warum gerade diese Lebensgeschichte wert ist, aufgeschrieben und veröffentlicht zu werden).

Ebenso zentral für die Interpretation der gesamten Autobiographie ist die Art und Weise, wie die Autorin den Anfang ihres Lebens schildert: Wann beginnt für sie ihr Leben – mit der Geschichte der Vorfahren, der Eltern, der eigenen Geburt oder später mit dem Erwachen des eigenen Bewusstseins und der eigenen Erinnerungen? Wie schildert sie diesen Lebensbeginn: Als Anfang eines schicksalhaften Weges, als Beginn einer großen Karriere? Kommt sie selbstverständlich auf die Welt, muss sie sich erst mühsam einen Platz in der Welt schaffen, oder findet sie ihn nie richtig?

Schlüsselpassagen oder *Schlüsselszenen*: Hierin schildern die Autorinnen Erlebnisse, die für ihr damaliges Leben und ihre weitere Entwicklung entscheidend waren; Schlüsselszenen werden zumeist kommentierend eingeleitet („Da geschah etwas, das meinem Leben eine entscheidende Wende gab ...“) und häufig auch mit einem Resümee abgeschlossen. Außer den Evaluationen von Schlüsselerlebnissen finden sich häufig an einer oder mehreren Stellen der Autobiographie biographische Gesamtresümees und Kommentare mit Bewertungen des eigenen Lebens oder bestimmter Lebensabschnitte durch die Autorin. Auch diese Passagen verlangen besondere Aufmerksamkeit bei der Interpretation. Des Weiteren gilt eine erhöhte Aufmerksamkeit den Schilderungen von biographischen Entscheidungs- oder Umbruchsituationen. Hier wird nicht nur gefragt, welche Entscheidungsmöglichkeiten – in der Retrospektive – aufgeführt werden, sondern auch danach, wie die Entscheidung herbeigeführt wurde – handelnd oder erleidend? Welche Alternativen hatte die Autobiographin, und welche nahm sie an, welche lehnte sie hingegen ab? Wie sah der Möglichkeitsspielraum (Bertaux/Bertaux-Wiame 1991) für die Autorin aus?

Einige Ergebnisse der Autobiographie-Analyse

Die Autobiographien aller fünf zentralen Lebensthemen sind nicht in einer mehr oder weniger einheitlichen Form geschrieben, vielmehr nutzen die Autobiographinnen ein weites Spektrum autobiographischer Schreibformen. Die „klassische“ Autobiographie kommt dabei kaum vor (ebenso wenig die „klassischen“ Memoiren), und den Begriff Autobiographie verwenden die Autorinnen gar nicht – viele weisen ihn ausdrücklich als unpassend für ihre Lebensselbstbeschreibung zurück. Das bedeutet: Entgegen verbreiteter Annahmen übernehmen Frauen um 1900 – als „neue“ Autobiographie schreibende Gruppe – nicht das klassische Modell der von Männern entwickelten und verbreiteten bürgerlichen Entwicklungsautobiographie: weder als Modell für ihr Schreiben noch als Modell für ihr Leben. Vielmehr kann in allen Fällen eine Übereinstimmung von Lebensthemen und Schreibformen festgestellt werden. Dabei übernehmen die Autobiographinnen aber nicht einfach traditionelle autobiographische Formen, vielmehr wählen sie entsprechend der eigenen Lebensthematik eine aus und passen sie ihrer individuellen Lebensgeschichte an: Die Autobiographinnen mit dem zentralen Lebensthema Familie orientieren sich an der traditionellen Form der Familienchronik bzw. der Familiengeschichte, aber sie nutzen sie auf verschiedene Weise zur Thematisierung ihrer eigenen Lebensgeschichte (Boës „versteckt“ sie in der Familiengeschichte, Jonas Lebensgeschichte geht entsprechend ihrer Lebensentscheidung in eine Familiengeschichte über, Sturm verwebt die Geschichte ihrer Familie mit ihrem individuellen Lebensgang). Die Autorinnen zum Lebensthema Beruf übernehmen das vor allem im 17. Jahrhundert entstandene Genre der Berufsautobiographie, in einigen Fällen verweben mit der noch älteren Form der Apologie, in anderen vermischt mit pietistischen Formen der Suche nach den Zeichen Gottes (Trinks) oder – in einer moderneren Variante – mit der chronikartigen Darstellung der Verbreitung einer pädagogischen Bewegung (Heerwart). Die bürgerlichen Autorinnen des zentralen Lebensthemas Politik/sozialistische Bewegung formen ihre Lebensgeschichte nach dem Vorbild der sozialistischen Arbeiterinnenautobiographie; dieses wiederum enthält Elemente aus der christlich-religiösen Biographik wie der Lebensgeschichte Jesu aus dem Neuen Testament und der Bekehrungs- und Erweckungsgeschichte des Augustinus. Mit ihrem exemplarischen Anspruch stellt das Modell der sozialistischen Arbeiterinnenautobiographie insgesamt eine neue Form autobiographischen Schreibens dar, die für die politische Autobiographik des 20. Jahrhunderts wegweisend werden sollte. Die Dichterinnenautobiographien enthalten zahlreiche Elemente der Künstlerbiographik aus der Renaissance („Künstlerlegenden“; vgl. Kris/Kurz 1934/1980); hingegen orientieren sich die Autobiographien der Musikerinnen über lange Passagen an Biographien, d.h. Lebensbeschreibungen dritter, in der Suche nach Möglichkeiten, in und mit ihren Autobiographien ihre musikalischen Erfolge zu dokumentieren, ohne sich dem Vorwurf der Eitelkeit auszusetzen.

Die lebensgeschichtliche Entscheidung für ein zentrales Lebensthema teilen die Autorinnen in ihren Autobiographien mit, und zwar häufig in szenisch gestalteten *Schlüsselszenen*. Die Analyse dieser Schlüsselszenen zeigt, dass es fast immer eine Konfliktsituation war, in der sich die Autorin zum damaligen Zeitpunkt ihrer Lebensgeschichte befand. Dabei lassen sich – etwas vereinfacht – folgende biographische Konfliktsituationen unterscheiden:

(a) Die Autobiographin wird gewahr, dass sie ihre bisher quasi selbstverständlich gehegten zentralen Lebensziele nicht oder nur sehr schwer verwirklichen kann. Besonders deutlich sind derartige Konfliktsituationen von Elisabeth Jonas, Emmy Freundlich und Eugenie delle Grazie beschrieben.

(b) Der Autobiographin wird zu einem bestimmten Zeitpunkt ihres Lebens deutlich, dass ihr ein lohnendes zentrales Lebensthema bisher fehlte und/oder dass die ursprünglich vorgesehenen Lebensinhalte und -aufgaben (z.B. das Leben als Ehefrau und Mutter) für sie kein sinnvolles Lebensthema sein können. Sie gerät in eine Sinnkrise und sucht nach einem lohnenden Ziel oder ergreift eine sich bietende Chance, um ihr Lebensthema zu finden und zu verwirklichen. Diese Konfliktsituation wird besonders deutlich bei Gräfin Rittberg, bei Thekla Trinks, aber auch bei Therese Schlesinger und – wenn auch nur angedeutet – bei Ferdinande Freiin von Brackel.

(c) Das zentrale Lebensthema steht für die Autobiographin von Anfang an fest, nicht durch ihre eigene, sondern durch die Entscheidung der Eltern. Die Autobiographin gelangt zu irgendeinem Zeitpunkt in ihrem Leben in eine Entscheidungssituation, in der sie sich entweder nachträglich selbst für das vorgegebene zentrale Lebensthema entscheiden oder eine Alternative wählen muss. Dieser Konflikttypus findet sich vor allem bei den Musikerinnen Luise Adolpha Le Beau und Lilli Lehmann, die beide schildern, wie sie in einer bestimmten Lebenssituation entscheiden mussten, ob sie den von den Eltern vorbereiteten Weg (hier: der riskanten Künstlerinnenkarriere) weitergehen oder eine alternative Lösung (hier: die Ausbildung zur Musiklehrerin oder Heirat) wählen sollen.

In vielen Fällen werden diese biographischen Konfliktsituationen als Adoleszenzkrise auf der Schwelle zwischen Kindheit und Erwachsensein beschrieben (von den sechs Hauptfällen trifft dies auf vier zu: Jonas, Freundlich, delle Grazie, Le Beau) (vgl. Heinritz 1999). Andere beschreiben diese Schlüsselszenen für spätere Zeiten in ihrem Leben – gerade auch in den Fällen des Konflikttyps, in denen die Autorin sich erst relativ spät über ein fehlendes Lebensthema bewusst wird.

Die Analyse der *Schlüsselszenen* und der Schilderungen zentraler *biographischer Entscheidungssituationen* in den Autobiographien verweisen auf ein zentrales gemeinsames Problem der Autobiographinnen: Auf eine Störung – häufig sogar auf ein Aufeinanderprallen – von Ich und Welt: Die Frage der Autobiographinnen nach der Gestaltung ihres Lebens und ihrer Lebensziele konnten sie eben so wenig wie die Frage nach dem Sinn des eigenen Lebens beantworten, indem sie vorgegebene Lebenswege und Rollen übernahmen und erfüllten. Vielmehr mussten sie die Antworten individuell finden (und begründen) – ohne dass es dafür bereits tragfähige Vorbilder oder Modelle gegeben hätte.

Diese Notwendigkeiten führten zur Entwicklung und Erprobung neuer selbständiger Lebensweisen. Die Autobiographinnen zeigen sehr deutlich die Konflikte, die Schwierigkeiten und Hindernisse zur Erreichung ihrer jeweiligen Ziele, die Überwindung dieser Schwierigkeiten oder auch Abänderung der ursprünglichen Ziele auf. Diese Prozesse führten zu einer (im Gegensatz zur traditionellen Auffassung von den Aufgaben und der Rolle der Frau) *neuen* Selbstauffassung – und zu autobiographischem Selbstbewusstsein. Die Autobiographien legen nicht nur Zeugnis ab von diesen Prozessen und Lebenswegen, sondern sie sind zugleich selbst Resultat dieser biographischen Entwicklungen.

AUTOBIOGRAPHIEN

Die Jahresangaben hinter den Namen bezeichnen die Lebensdaten der Autorinnen

- Boës, Emilie (1827-1914): Lebenserinnerungen von Emilie Boës, zugeeignet ihren lieben Nichten Bertha Henke und Ida Stark. Jahresgabe 1964 der Hoffmann von Fallersleben-Gesellschaft e.V. Gedruckt nach dem Originalmanuskript, im Besitz von Herrn Dr. Fritz Henke-Stark. Fallersleben 1964.
- Brackel, Ferdinande Freiin von (1835-1905): Mein Leben. Von Ferdinande Freiin von Brackel. Mit zwölf Kunstdruck- und zwei Handschriftbeilagen. Erste bis dritte Auflage. Köln a. Rh. [1901].
- delle Grazie, Marie Eugenie (1864-1931): Mein Lebensweg. Von M. E. delle Grazie. (Wien.). In: Die Gesellschaft 11, 1895, 655-660.
- Freundlich, Emmy (1878-1948) (geb. Kögler): Lehrjahre in der Heimat. In: Gedenkbuch. 20 Jahre Österreichische Arbeiterinnenbewegung, hg. von Adelheid Popp. Wien 1912, 146-152.
- Heerwart, Eleonore (1835-1911): Fünfzig Jahre im Dienste Fröbels. Erinnerungen von Eleonore Heerwart. I. Band, Bis zum Jahre 1895 (Nr. 4 aus der Fröbel-Museum-Serie). II. Band. Von 1896 bis 1906. Mit Anhang: Briefe von Frau Luise Fröbel an Eleonore Heerwart (Nr. 5 aus der Fröbel-Museum-Serie). Eisenach 1906.
- Jonas, Elisabeth, geb. Gräfin von Schwerin (1804-1899): Lebenslauf unserer Mutter, geschrieben in ihrem 84. Lebensjahre. In: Elisabeth Jonas: Blätter der Erinnerung für die Familie gedruckt. Berlin 1901, 5-32.
- Le Beau, Luise Adolpha (1850-1927): Lebenserinnerungen einer Komponistin von Luise Adolpha Le Beau. Baden-Baden 1910.
- Lehmann, Lilli (1849-1929): Mein Weg von Lilli Lehmann. Leipzig 1913; 2. vermehrte Ausgabe Leipzig 1920 (mit 42 Abbildungen).
- Rittberg, Hedwig Gräfin (1839-1896): Erinnerungen aus drei Jahrzehnten meines Berufslebens, nebst Selbstbiographie der Herausgeberin Hedwig Gräfin Rittberg, Oberin des Hilfschwestern-Vereins. Stiftsdame vom Heiligen Grabe. „*Sei getreu bis in den Tod.*“ *Offenbar. Johannis 2, 10.* Berlin [1896]
- Schlesinger, Therese (1863-1940) (geb. Eckstein): Mein Weg zur Sozialdemokratie. In: Gedenkbuch. 20 Jahre Österreichische Arbeiterinnenbewegung, hg. von Adelheid Popp. Wien 1912, 125-139.
- Sturm, Adelheid (geb. Deinhardt) (1840 oder 1841-1911): Lebens-Erinnerungen einer Professorenfrau von Adelheid Sturm, geb. Deinhardt. [Breslau 1911].
- Trinks, Thekla (1831-1900): Lebensführung einer deutschen Lehrerin. Erinnerungen an Deutschland, England, Frankreich, Rumänien. Mitgeteilt von Thekla Trinks. Dritte vermehrte Auflage. Mit dem Bildnis der Verfasserin. (Christliche Lebensbilder für das deutsche Haus). Gotha 1904 (erste Aufl. Eisenach 1892, 2. Aufl. Eisenach 1898).

LITERATUR

- Bertaux, Daniel und Isabelle Bertaux-Wiame (1991): „Was du ererbt von Deinen Vätern ...“ Transmissionen und soziale Mobilität über fünf Generationen. BIOS - Zeitschrift für Biographieforschung und Oral History, 4, 13-40.
- Glaser, Barney G. und Anselm Strauss (1998): Grounded Theory. Strategien qualitativer Forschung. Bern u.a. (zuerst 1967: The Discovery of Grounded Theory. Strategies for qualitative Research. London).
- Heinritz, Charlotte (1999): „Nirgends recht am Platze.“ Mädchenjahre in deutschen Frauenaufbiographien um 1900, in: Christina Benninghaus, Kerstin Kohtz, (Hg.): „Sag mir wo die Mädchen sind.“ Beiträge zur Geschlechtergeschichte der Jugend, 1880-1960. Köln, Weimar, Wien, 237-260.

- Heinritz, Charlotte (2000): Auf ungebahnten Wegen. Frauenautobiographien um 1900. Königstein/Ts.
- Kris, Ernst und Otto Kurz (1980): Die Legende vom Künstler. Ein geschichtlicher Versuch. Mit einem Vorwort von Ernst H. Gombrich. Frankfurt a.M. (zuerst Wien 1934).
- Leitner, Hartmann (1987): Autobiographische Formen der Selbstthematization. In: Jürgen Friedrichs: Technik und sozialer Wandel. 23. Deutscher Soziologentag. Beiträge der Sektions- und Ad-hoc-Gruppen. Opladen, 444-447.
- Leitner, Hartmann (1988): Text oder Leben? Über den Gegenstand der Lebenslauf- und Biographieforschung. In: Biographie oder Lebenslauf? Über die Tauglichkeit zweier Konzepte. Kurs 3636 der Fernuniversität Hagen. Hagen, II, 1-62.
- Lejeune, Philippe (1989): Der autobiographische Pakt. In: Günter Niggel (Hg.): Die Autobiographie. Zu Form und Geschichte einer literarischen Gattung. Darmstadt, 214-257 (in französischer Sprache zuerst 1973).